

Aus dem Steyrer Geschäfts- und Unterhaltungskalender von 1917

## Meister Blümelhuber

*Von Adam Müller-Guttenbrunn*

Michel Blümelhubers Meisteratelier, das festliche Haus an der Hügellehne, vor dessen Fassade sich die Blumengewinde wie Regenbogen wölben und dessen Fenster so lachend ins Land hinausblicken, hat einen unverkennbar künstlerischen Zug im Antlitz. Es harmoniert nicht ganz mit der alten Steyrer Architektur, aber es ist doch ganz oberösterreichisch-heimatlich empfunden. Und wer genauer hinsieht, findet auch gleich den Zweck im Wohnhaus, die Werkstatt des Meisters. Der eine Schornstein dort hinten hat sein besonderes Gepräge, und das lustige Rauchwölkchen, das aus ihm wirbelt, hält sich nicht an die Mahlzeiten des Tages. Dort ist die Meisterschule für Stahlschnitt, die Michel Blümelhuber sich geschaffen, in der er eine Kunst lehrt, die unserer Zeit verlorengegangen war.

Das war kein geringes Aufsehen, als ein einsamer, unbekannter junger Mann aus der Stadt Steyr auf den Weltausstellungen in London und Paris einige künstlerische Arbeiten aus Stahl zur Ausstellung brachte, in denen die Fachleute nicht allein eine Wiederbelebung sondern auch eine hohe Vervollkommnung des Eisen- und Stahlschnittes erkannten, der zur Zeit der Renaissance blühte, sich aber schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts wieder verlor. Sogleich war man mit Anerbietungen zur Hand für den jungen Meister, und er wäre uns beinahe nach Amerika entführt worden. Nur sein Heimatgefühl widerstrebt der Versuchung, und das Land Oberösterreich tat das Seine, ihm das Bleiben zu ermöglichen. Eduard Leisching, damals noch Vizedirektor des Österreichischen Museums, trat öffentlich für Blümelhuber ein, die heimatlichen Mäzene bewarben sich um seine Arbeiten, der Staat hatte plötzlich Aufträge für ihn. Aus eigener Kraft geworden, von Staat und Land erkannt und gefördert, zählt Michel Blümelhuber zu den wenigen glücklichen und zufriedenen Künstlern in Österreich.

Seine aus dem Handwerk emporgeblühte Kunstübung gilt als eine einzigartige. Er schneidet aus dem härtesten Stahl Gebilde, wie man sie kaum je aus weichem Gold und Silber zu gestalten vermochte, und er selbst nennt seine Kunst eine übermütige, weil sie alle Eigenschaften des Materials zu einer ungeahnten Steigerung zwingt. Der härteste Stahl muss lächeln und lieblich tun, muss sich zu Diademen für schöne Frauen formen und hergeben, was wir nie in ihm gesucht hätten. Es ist eine nachdenkliche, langsam schaffende Kunst, die der Meister übt und die er seine Schüler zu lehren bemüht ist. Er schneidet Prunkstücke aus Stahl und schmückt sie mit künstlerischen Allegorien und Sinnbildern, die dem raschlebigen, vom Deutlichkeitsfieber besessenen Geschlecht unsrer Tage wahre Rätsel aufgeben. Nur der Liebhaber nur der in diese überlieferte Bildersprache Eingeweihte kann sie mühelos lesen. Er hat eine alte Kunst erneuert, aber doch viele ihrer Ausdrucksformen mitübernommen. Dem Laien ist sie wenig, diese adelige Kunst, die den Kenner begeistert und deren Werke von den Liebhabern so teuer bezahlt werden. Diese Werke sind so kostbar, dass sie schon als Musealstücke in die Welt treten. Wer wird mit einem Essbesteck (Gabel und Messer, ohne Löffel!) speisen, das viertausend Kronen kostet? Welch ein fürstlicher Jäger mag einem erlegten Hirsch mit einem Jagdmesser den Gnadenstoß geben, das er um zehntausend Kronen erwarb? Dazu wurde es nicht geschaffen und geschmückt. Nur der Kaiser kann auf seinem Schreibtisch eine Papierschere von Michel Blümelhuber in Verwendung haben, andere Sterbliche fragen nicht nach dem Meister solcher Gebrauchsgegenstände. Nun konnten aber Kenner einen ganz neuen Schaffensabschnitt feststellen, der mit idealem Aufschwung noch über den Gebrauchsgegenstand hinausgeht, in den jüngsten Stahlschnitten des Meisters und in dem, was im Entstehen begriffen sein soll. Das mag uns manches erklären:

Dieser nachdenkliche Stahlkünstler, dessen Unsterblichkeit im Rahmen des Kunsthistorischen Hofmuseums heute schon gewiss ist, schreibt auch und dichtet. Er bekennt sich zu philosophischen Aufsätzen und zu dramatischen Arbeiten und hat kürzlich ein Buch

veröffentlicht, eine Dichtung höchsten Schwunges über den Weltkrieg. Mehr Philosophie als Poesie, mehr ekstatische Wucht als Gestaltung. „Weltenwende, Stimmungen, Visionen, Wirklichkeit“ nennt er sein Werk, und es beruht auf starken persönlichen Eindrücken, die er sich an der Front im Nordosten geholt hat, wo er als Gast eines hochstehenden Feldherrn weilte. Das gewaltige Erlebnis hat ihn künstlerisch überfallen wie nie eine Aufgabe seines Stammbetriebes, gesteht er, und er musste es sich von der Seele schreiben. Aus dem Verantwortlichkeitsgefühl für Wohl und Wehe seines Volkes heraus entstand dieses Werk, das ein Mahnruf an das heutige Geschlecht und ein Pfadsucher sein will für ein künftiges. Wie ein sich als eigene Schuld immer mehr rächendes Entfernen von allem Hohen und Göttlichen und wie ein schon dem wüstesten Materialismus verfallenes Verirren der Menschheit erscheint ihm dieser Weltkrieg, und seine Dichtung will nach höheren Zielen weisen. Erbarmen, Brüderlichkeit und Treue sind aus der Welt entschwunden, der Mensch ist Luzifer, ist das Sinnbild des Bösen geworden. Seine Untertanen aber heißen: Habgier, Neid, Bosheit, Lug und Trug, Treulosigkeit, Rachsucht. Und sie führen Krieg, fallen übereinander her, sich gegenseitig anklagend, sich zerfleischend. Und aus diesen Wirrnissen will der philosophische Dichter die Menschheit hinausführen. Voll Begeisterung verkündet er die ewigen Ideale und sieht ein fernes Licht der Verjüngung und Erneuerung der Menschheit, das über dem Heldenbund schwebt, der sich um das Volk St. Michels geschart hat. Der Mensch Luzifer will die schrankenlose Unterwerfung der Welt, aber der Böse kann nicht triumphieren, solange in einem Volke noch der Glaube an die Ideale lebt und die Treue in Denken und Handeln. Ein frühlingstarkes Auferstehen aller seelischen Urkräfte wird von diesem Volke ausgehen.

Diesen edlen Inhalt sucht man sich nicht ohne Mühe aus der Dichtung Michel Blümelhubers zusammen, die sich in vier „Gesichten“ aufbaut: „Mensch Luzifer“ „Das große Ringen“, „Aus Sternenhöh“ „Aus Weltentiefen. Voran aber stellt der Verfasser seinem Werk den stolzen Satz: „Gewidmet einem kommenden Geschlecht und seinen

Pfadsuchern ohne Anspruch auf einen Gegenwartserfolg und ohne jede Fessel an herkömmliche Lehrmeinungen und Kunstformen. Damit entwaffnet er jegliche Kritik. Das Buch will ein eigenwillig besonderes Werk sein, für eine auserlesene Gemeinde, so wie die Werke des Stahlschnittes. Die vielen Freunde des Meisters aber haben es in einer stattlichen Ausgabe veröffentlicht<sup>1</sup> und mit dem Bildnis Blümelhubers geschmückt. In diesem Charakterkopf lebt etwas, das die Dichtung erläutert und dem Dämon Luzifer alle Nebelschleier vesteckten Treibens entreißt. Das ist „a sinnirada Kopf, bei dem's brinnt untan Huat“, sagt sein Landsmann Stelzhamer.

Über die wildgewachsene äußere Form der Dichtung „Weltenwende“ wäre viel anzumerken. Vom Handwerklichen der Dichtkunst hat der Meister zu wenig, vom Gedanklichen zu viel. Aber man kann mit einem Dichter nicht rechten, der uns im Vorwort selber sagt: „Die Form will nicht Schulpoesie sein, sondern kommt vom Amboss, und ist nicht klingendes Silber, sondern klirrender Stahl, Schönpguor(?), nichts weiter. Es ist aber auch über die innere Gestalt an nichts zu sagen, denn auch sie wurzelt in den ihm so vertrauten allegorischen Kunstformen, in denen der Stahlschneider zu seinem Publikum spricht. Sinnbild auf Sinnbild folgt, und immer redet einer, der nur gedacht ist als Sprecher zahlloser, scharf gesehener Modelle des wirklichen Lebens. Und doch schreit das ganze Werk über alle Dächer hinaus und sprengt gerade jene Kunstform in jeder Zeile. Es ist bis an den Rand gefüllt mit Persönlichkeit. Namentlich der letzte Gesang „Aus Weltentiefen“ ist ganz und gar Stahlschnitt:

Heut' sei stark mein treues Lieb,  
Und ging' es in die Finsternis  
Und durch der Hölle Brände;  
Gerechte sind gefeit.

So hebt er an. Und es geht, mit einem seiner Genien, in das tobende

---

<sup>1</sup> Verlag von Christoph Reißers Söhne, Wien, 1916.

Gewühl der Schlachten und in alle Schrecken des Krieges. Immer auf höchster Warte immer gedanklicher fasst und voll Dämonie gesteigert, geleitet uns der Text:

Und es soll der Frontenbrand  
Immer größer, endlos werden,  
Und schrankenlos sei das Verderben;  
Nicht Trommelfeuer: Raserei!  
Was aufgestapelt, schleppt herbei;  
Sparet mit Geschossen nicht  
Von den Türmen reißt die Glocken,  
Und es lebt noch mancher Wicht,  
Den Aas vom Bruderfleische locket,  
Ja, der uns mit Heuchlermiene  
Die flache Hand entgegenstreckt  
Und nach Höllensolde lechzt.

Er dringt mit allen Listen bis in das Hauptquartier der Feinde vor, und dar über noch weit hinaus, bis in die Werkstatt der bösen Urheber und Lenker dieses Völkermordens, und es schüttelt ihn das Grauen...

Aber die Ideale wanken nicht. Und des Dichters Visionen klingen zuletzt dennoch in einen hoffnungsfreudigen Hochgesang aus:

Fern, fern — — —  
Man hört es kaum,  
Wo hängen denn Glocken noch sicher im Turm?  
Es dringt ein zitterndes Läuten  
Fern, fern  
In den Sturm.  
Fern, fern — — —  
Was mag das bedeuten?  
Bis zum Morgenstern hinter den Wolken.  
Die Wolken dräu'n dicht,  
Fürchte dich nicht!  
Erste Glocke gebenedeite,

Mit deinem einsamen Liede,  
Flügel breite von Turm zu Türmen  
Läute, bis alle Glocken stürmen: Friede!

Aber ein schüchternes Kind ist noch der Friede, er nähert sich dem Häuschen am Hügel scheu mit einer Gabe, verweilen will er nicht. Er kann wohl wiederkommen und hier wohnen, wenn der Rosengiebel wie vordem aufgebaut ist und die bösen Geister, die die Welt in solches Wirrsal gestürzt haben, sämtlich bekehrt sind. Er traut ihnen noch nicht. Doch was hat der Kleine dem Meister gebracht? Ein schweres unförmliches Ding übergab er ihm.

Das ist doch geschmolzner Schlachtenstahl?  
Oh, aus meiner lieben Heimat Berg und Tal!  
Ich kenn's am Klang, ich kenn's am Sang  
Wie Bess'res mir nie untern Hammer kam.  
Schaff' draus ein Werk!

So rundet sich das philosophisch-poetisch-allegorische Werk zu einem Heimatbuch des Meisters Blümelhuber in Stadt Steyr.

Soll das Buch nun jedermann lesen? Gehört es wie die in allen Anpreisungen übliche Wendung lautet, in jedes deutsche Haus? Nein. Nur nachdenkliche Menschen, die dem Meister gleichen, werden etwas davon haben. „Weltenwende“ gehört zu den Büchern, die dreimal gelesen sein wollen, ehe sie sich uns ergeben.